

BÜCHER ÜBER AFGHANISTAN

Aschot Manutscharjan

Spreu und Weizen. Neuerscheinungen zum Thema Afghanistan

Im Jahr 2001 konzentrierte sich plötzlich das Interesse der Weltöffentlichkeit auf die fundamentalistischen Gotteskrieger im fernen Afghanistan: Im Frühjahr hatten die Taliban mit den Buddha-Statuen von Bamian Denkmäler des Weltkulturerbes vernichtet, im Spätsommer folgte die willkürliche Verhaftung der Mitarbeiter der Hilfsorganisation Shelter Now. Mit den Anschlägen vom 11. September hatten Al Qaida und die ihnen Unterschlupf gewährenden Fundamentalisten jedoch den Bogen endgültig überspannt: Eine internationale Anti-Terror-Allianz befreite Afghanistan von der islamistischen Gewalt Herrschaft.

In den folgenden Monaten überboten sich die Verlage gegenseitig in ihren Bemühungen, ein möglichst breit gefächertes Angebot mit aktuellen Büchern über Afghanistan, Al Qaida und die Taliban zu veröffentlichen. Diese Sammelrezension versucht, dem Leser einen Überblick über die Neuerscheinungen zu geben: Dabei reicht das Spektrum der rezensierten Bücher vom Reisebericht über den Bildband bis zur wissenschaftlichen Aufsatzsammlung. Wer sich über den Forschungsstand zu Afghanistan informieren will, sei an dieser Stelle auf die Monatszeitschrift *Orient* des Deutschen Orient-Instituts in Hamburg verwiesen und auf die Arbeitspapiere der wissenschaftlichen Stiftungen und Organisationen.

■ Licht im Herzen Asiens

Der Hanser Verlag und der Malik Verlag haben für die deutschsprachigen Leser zwei hervorragende Reiseberichte über Afghanistan veröffentlicht, die nicht nur dank der Leistung der Übersetzer tiefe Einblicke in ein Land mit einer fremden Kultur ermöglichen.

Als „Nachruf auf ein Stück Erde“ bezeichnet Andreas Platthaus in der FAZ völlig zu Recht den Reisebericht des Jesuiten Peter Levi. Sein „Protokoll einer Leidenschaft werde unversehens zum Klage lied“, weil dem Leser bei der Lektüre immer wieder die Bilder des heutigen Afghanistan vor Augen stünden. (Andreas Platthaus, „Porträt eines Landes als alter Staat“, in: FAZ vom 5. 8. 2002.) Bereits 1969 durchquerte der Jesuitenpater das Hindukuschland auf den Spuren Alexanders des Großen. Herausgekommen ist dabei ein poetischer, leidenschaftlicher und gleichzeitig sehr informativer kunsthistorischer Bericht.

Dabei erwähnt Levi den noch heute am Hindu kusch verbreiteten Glauben, wonach Deutsche und Afghanen der Rasse der Arier angehören sollen. Tatsächlich begegnet er während seiner Reise Vertre tern dieser Auffassung: Selbst gebildete Afghanen, schreibt der Jesuit verwundert, hätten von „deut schen Theoretikern eine seltsame Version des rassistischen Ariermythos übernommen“ (S. 233). Intelligente Beobachtungen begleiten den Leser bei der Teilnahme an Levis Zeitreise in ein Land, das es so heute nicht mehr gibt. Der Autor hat einen Klassiker der Reiseliteratur verfasst und zugleich ein wichtiges Zeitzeugnis vorgelegt.

Jahre später bringt Jason Elliot, Engländer wie Levi, seine Reiseeindrücke aus Afghanistan aufs Papier. Inzwischen haben die politischen Ereignisse das Land völlig verändert: Nachdem sich Afghanistan zuerst gegen den Angriff der Sowjetunion hatte ver teidigen müssen, zerfleischen sich die Menschen anschließend in blutigen Bürgerkriegen. Angesichts dieser Ereignisse liest sich Elliots Bericht wie ein Abenteuerroman: Während er in Kabul frühstückt und sich mit Bekannten über die „rätselhafte Miliz truppe“, die die südlichen Provinzen erobert hat, unterhält, schlagen in der Nachbarschaft bereits die ers ten Raketen ein.

■ Peter Levi, *Im Garten des Lichts. Mit Bruce Chatwin durch Afghanistan*, Carl Hanser Verlag, München / Wien 2002, 351 Seiten, ISBN: 3-446-20233-1.

■ Jason Elliot, *Unerwartetes Licht. Reisen durch Afghanistan*, Malik Verlag, München 2002, 487 Seiten, ISBN: 3-89029-242-9.

Eindrucksvoll erzählt der Autor von den Lebensbedingungen im belagerten Kabul und auf dem Land, von der Härte, aber auch der Herzlichkeit und Gastfreundschaft der Afghanen. Diese unmittelbaren, authentischen Beobachtungen machen Elliots Buch zu einem Dokument der Zeitgeschichte und einem spannenden Roman zugleich. Denn nur wenige Autoren haben sich eine Reise durch Afghanistan in Kriegszeiten zugemutet. Das Resultat ist ein spannender Reisebericht, in perfektem Stil verfasst, der an dieser Stelle ausdrücklich empfohlen werden soll.

■ Thomas Avenarius,
*Mehr Gottesfurcht als Allah
brauchen kann. Afghanische
Eindrücke*, Picus Reporta-
gen, Wien 2002, 130 Seiten,
ISBN: 3-85452-759-4.

Auch Thomas Avenarius, Korrespondent der *Süd-deutschen Zeitung*, hat vierzehn überaus lesenswerte Reportagen aus Afghanistan im Picus-Verlag veröffentlicht. Bewusst lässt der Journalist die Politik in den Hintergrund treten. Seine Helden sind normale Menschen mit ihren alltäglichen Geschichten. „Die Freiheit kommt aus China, sie kostet fast nichts und sie wurde lange vermisst. Lippenstifte in allen Farben ...“, so beginnt Avenarius seine Erzählung über die gerade von den Taliban befreite Stadt Talokan (S. 82). Dort wurde der Widerstand gegen das Regime der selbst ernannten Gotteskrieger nicht nur von der Nordallianz militärisch getragen, auch die Bürger der Stadt hatten sich standhaft geweigert, die fundamentalistischen Gesetze zu akzeptieren.

Heimlich lauschten die Afghanen ihrer Volksmusik, kopierten Kassetten und gaben sie unter der Hand weiter. Oder die Mädchen, die es wagten, im Untergrund lesen und schreiben zu lernen. „Auf Unterricht standen Peitschenhiebe oder sechs Monate Haft – für Lehrer und Schülerinnen“, konstatiert der Autor (S. 101). Damit bestätigen Avenarius' lebensnahe Geschichten eine Aussage des legendären Kämpfers gegen die sowjetischen Aggressoren, Achmed Schah Massud. Er hatte immer wieder betont, dass die Taliban nicht mit dem afghanischen Volk gleich gesetzt werden dürften. Viele leisteten in ihrem Alltag Widerstand, jeder auf seine Art und nach seinen Möglichkeiten. („Mit Gottes Hilfe wird der Krieg vorübergehen“, Interview des Autors mit Massud, in: *Rheinische Post* vom 31. 10. 1998.)

Wer sich visuell, in diesem Fall über die Fotografie, der Geschichte Afghanistans annähern möchte, kommt bei den Neuerscheinungen auf seine Kosten.

Im Münchner Prestel Verlag ist in Zusammenarbeit mit der Mapin Publishing aus Ahmedabad ein hervorragender Bildband erschienen: *From Kashmir to Kabul* enthält 136 hervorragende Fotografien von John Burke und William Baker. Man ist versucht, von einem Schatz zu sprechen, wenn man die Fotos aus dem 19. Jahrhundert betrachtet: Abgelichtet wurden Porträts von Politikern, Stammesfürsten und Militärs. Außerdem finden sich zahlreiche Abbildungen aus dem Alltagsleben der Menschen. Aufgestöbert hat die Bilder Omar Khan zumeist in englischen Archiven. Die Pressefotos aus den Zeiten des legendären „Great Game“ und der afghanischen Kriege im 19. Jahrhundert wurden vom Herausgeber mit gründlichen und informativen Kommentaren versehen, so dass sich der Leser einen Überblick über vierzig Jahre afghanischer Geschichte gewissermaßen in einem Bilderbuch verschaffen kann.

■ Omar Khan, *From Kashmir to Kabul. Photography 1860–1900*, Prestel Verlag München / Mapin Publishing Ahmedabad 2002, ISBN: 3-7913-2786-0.

■ Deutsche am Hindukusch

Beim Stöbern in einem Antiquariat „entdeckten“ zwei Offiziere der Bundeswehr ein Buch, das sie – mit „erläuternden Texten“ versehen – nunmehr als Herausgeber wieder auf den Markt gebracht haben. Es geht um den Nachdruck eines Reiseberichts von Oskar von Niedermayer, der – wie jedem Orientalisten bekannt ist – in geheimer Mission für die Berliner Reichsregierung während des Ersten Weltkriegs über die Türkei und Persien nach Afghanistan reiste. Sein Auftrag bestand darin, die afghanischen Stämme zu einem Aufstand gegen Großbritannien und Russland zu bewegen. Ohne Erfolg. Das hindert die Herausgeber jedoch nicht daran zu behaupten, immerhin sei es Niedermayer mit seiner kleinen Schar gelungen, „starke britische und russische Kräfte in der Region zu binden und so von den Kriegsschauplätzen in Europa und Mesopotamien fernzuhalten“ (S. 10). Einen Nachweis für diese kühne These bleiben sie jedoch schuldig. Kritiklos übernehmen die Herausgeber hier die Legende von einem „deutschen Laurenz von Arabien“, an der Niedermayer selbst kräftig mitgestrickt hatte. Auch an anderer Stelle lassen die Herausgeber kritische Distanz vermissen: So wird der Lebenslauf Niedermayers, der immerhin seit 1933 NSDAP-Mitglied war, verniedlicht und verharmlost. Dasselbe gilt auch für sein Engagement für die

■ Matthias Friese und Stefan Geilen (Hrsg.), *Deutsche in Afghanistan. Die Abenteuer des Oskar von Niedermayer am Hindukusch*, Aqua Verlag, Köln 2002, 304 Seiten, ISBN: 3-9806778-5-0.

Wehrmacht. (Zur Person Oskar von Niedermayers siehe auch *KAS-Auslandsinformationen* 1/2003, S. 87 bis 91.)

Zwar ist der Nachdruck des interessanten Reiseberichtes von Niedermayers zu begrüßen, der Text sollte jedoch mit einem wissenschaftlichen Apparat versehen werden. Stattdessen haben die Herausgeber den spannenden und lesenswerten Bericht um oberflächlich recherchierte und sachlich wenig fundierte Artikel aufgebläht.

Auch einige Schlussbemerkungen der Herausgeber halten einer gründlichen Betrachtung nicht stand: Danach rührt die vermeintliche afghanische Annäherung an das Deutsche Kaiserreich zu Beginn des 20. Jahrhunderts von einer „modernen politisch-geistigen Strömung“ her, die „kontinental-europäisch bzw. englandfeindlich“ gewesen sei. Friese weiter: „Hier begann die lange und positive Geschichte der deutsch-afghanischen Beziehungen, die von Menschen geprägt wurde. Einer davon war Oskar Niedermayer, dessen Mission 1915 im Auftrag des deutschen Kaisers darin bestand, Afghanistan zu einem Dschihad – einem heiligen Krieg – gegen England und Russland, damals Hauptfeinde Deutschlands in Europa“, zu veranlassen (S. 288). Der Autor irrt jedoch, wenn er meint, diese und ähnliche Missionen von einzelnen Militärs, Diplomaten oder Spionen seien die Grundlage für die heute positiven Beziehungen beider Völker. Schließlich hielt der afghanische König an seiner neutralen Haltung während des Ersten Weltkriegs fest.

Wenn zurzeit viel über das positive Deutschland-Bild in Afghanistan berichtet wird, dann liegt es bestimmt nicht an der Expedition Oskar von Niedermayers, an die sich nur noch wenige Historiker und Orientalisten erinnern. Verantwortlich dafür sind vielmehr die guten kulturellen Beziehungen zwischen beiden Ländern, die enormen Summen Entwicklungshilfe und das persönliche Engagement deutscher Staatsbürger, für deren humanitären Einsatz die Afghanen äußerst dankbar sind. Zwei von Hunderten engagierter „Menschenretter“ – der ehemalige Bundeswehrarzt Rheinhard Erös und Rupert Neudeck von Cap Anamur – haben jetzt ihre Erlebnisberichte veröffentlicht. Beide Autoren sind wichtige Augenzeugen der afghanischen Zeitgeschichte, die das Leid

der Menschen nicht nur im Fernsehen, sondern hautnah erlebt haben.

Rheinhard Erös verbrachte 1986 zum ersten Mal seinen fünfwöchigen Urlaub in Afghanistan, um den Menschen medizinisch zu helfen. Mit Unterstützung des Deutschen Afghanistan Komitees (DAK) flog er nach Pakistan. Von dort aus überschritt er illegal, d.h. ohne Visum und Arbeitserlaubnis, die Grenze und hielt Sprechstunden ab. Sachlich, ohne Pathos beschreibt Erös die katastrophalen Zustände in den Dörfern, den Horror des Überlebenskampfes der Afghanen. Dabei kommt er immer wieder auf die Krankengeschichten der Kinder zurück – „sein tägliches Brot“. Die Therapie ihrer Krankheiten wäre im Prinzip sehr einfach, stellt der deutsche Arzt nüchtern fest: Voraussetzung wäre die Beendigung des Krieges, die Zusammenführung der Familien, der Wiederaufbau der Häuser und Dörfer, die Rekultivierung der Felder, ein regelmäßiger Schulbesuch der Kinder und vor allem eine ausreichende Ernährung (S. 40).

Bei seiner Rückkehr nach Deutschland wird dem Bundeswehrarzt ein „generelles Sprechverbot“ auferlegt. Immerhin hatte Rheinhard Erös gegen zahlreiche Dienstvorschriften und das Soldatengesetz verstoßen, das Bundeswehr-Angehörigen außerhalb des Geltungsbereichs des Grundgesetzes jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten ihres Aufenthaltsstaates verbietet. Dennoch hatten seine Vorgesetzten ein Einsehen: Erös wurde nicht bestraft, sondern er erhielt für sein Afghanistan-Engagement das Bundesverdienstkreuz (S. 58). Nach seiner Beurlaubung ging er als ärztlicher Leiter zurück nach Peshawar, wo er die selbständig arbeitenden „Barfußärzte“ für Afghanistan ausbildete. Später übersiedelte der Autor mit seiner Familie ganz in die pakistanische Grenzstadt. Dort organisierte er eine spezielle Kinderhilfe und seine Frau gründete eine Mädchenschule.

Die Grausamkeiten des Krieges werden von Erös weder verschwiegen noch beschönigt: An einer Stelle schildert er den Umgang der Afghanen mit ihren sowjetischen Kriegsgefangenen. Danach wurden die einfachen Soldaten in der Gefangenschaft fair behandelt, insbesondere wenn es sich um usbekische, tadschikische oder turkmenische Moslems handelte. „Gefangene Agenten, Offiziere oder abgeschossene

■ Rheinhard Erös, *Tee mit dem Teufel. Als deutscher Militärarzt in Afghanistan*, Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2002, 271 Seiten, ISBN: 3-455-01801-7.

Piloten dagegen wurden, wenn sie ‚Glück‘ hatten, umgehend erschossen. Etliche hatten kein Glück: Ihnen wurde bei lebendigem Leib die Bauchhaut über den Kopf gezogen“ (S. 156).

Erös schreibt weiter, der jahrhundertealte „Kulturkodex“ verpflichtete die Paschtunen nicht nur zur Gastfreundschaft bis zur Selbstaufgabe, sondern auch zur Blutrache im Sinne des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ (S.157). Lesenswert sind auch die Berichte des Arztes über die Aktivitäten der Stammes-Kommandeure, deren Verbindungen bis in die Flüchtlingslager hineinreichen, wo sie sich „ihren menschlichen Nachschub“ besorgen. Weniger gut kommen einige deutsche Journalisten weg. Zwar profitiert Erös einerseits von deren Berichterstattung über seine Arbeit als Arzt. Andererseits beleuchtet er eine Tatsache, die vielen Zeitungslesern und Fernsehzuschauern hierzulande unbekannt sein dürfte: Die meisten Journalisten gelangten damals über Peschawar, das „Casablanca“ Pakistans, nach Afghanistan. Dort suchten sie sich ihre Dolmetscher und Begleiter aus, die in der Regel für den pakistanischen Geheimdienst ISI arbeiteten und die Reportagen ganz in dessen Sinn „einfärbten“ (S. 183). Bis heute kann man diesen Einfluss in deutschen Zeitungen und im Fernsehen spüren.

Neben sachkundigen Berichten enthält das Buch auch einige Kapitel, deren Intonation zum Teil schwer erträglich ist: Beispielhaft seien hier Erös' Überlegungen in Bezug auf die Verschleierung der Frauen erwähnt. „Die Burka oder ‚Tschadri‘, wie die Afghanen dieses die Frau vom ‚Scheitel bis zur Sohle‘ bedeckende und verhüllende Kleidungsstück auch nennen, ist für emanzipierte Frauen in den so genannten zivilisierten Ländern geradezu der Inbegriff für die Unterdrückung der Frau im Islam geworden“, schreibt der Autor (S. 16 f.). „In Afghanistan sehen dies nicht alle Frauen so“, behauptet der Deutsche. „Natürlich war der strafbewehrte Zwang unter dem Taliban-Regime, die Burka tragen zu müssen, für viele Frauen, insbesondere die gebildeten, eigenständigen und selbstbewussten Städterinnen, eine grausame Beleidigung ihrer Freiheit und Würde, ein fundamentaler Verstoß gegen ihre Menschenwürde schlechthin. Aber Afghanistan ist ein vorwiegend dörflich strukturiertes Land und über achtzig Pro-

zent der Menschen sind Bauern und Analphabeten. Ihr Denken und gesellschaftliches Handeln sind mittelalterlich – im Guten wie im Schlechten“, unterstreicht Erös. „Und in den Dörfern, insbesondere in den von Paschtunen dominierten Provinzen, war und ist der Tschadri seit Jahrhunderten ein durch Sitten und Gebräuche, das heißt ein durch die Kultur und nicht durch die Religion vorgeschriebenes ‚Kleid‘, das die Frau vor den Blicken fremder, nicht zur Familie gehörender Männer schützen und ihre Ehre bewahren soll“ (S. 17).

Indem der Autor den Burka-Zwang rechtfertigt und sich gar als „Kulturwissenschaftler“ für die „paschtunischen Sitten“ stark macht, schadet er seinem Buch. Offensichtlich hat Erös durch seine (zu) engen Kontakte zu den Paschtunen die kritische Distanz zu der Gesellschaft verloren, über die er sich äußert. An anderer Stelle erzählt ihm eine vor den Taliban geflüchtete Lehrerin, wie grausam die Gotteskrieger seien. Plötzlich zeigt sich Erös „tief schockiert über dieses gespenstische Szenario aus Kabul [...] und wütend über mich und unsere Medien, dass ich erst jetzt davon erfahre“ (S. 218). Aus den wenigen Berichten der Zeitungen und des Fernsehens wusste er zwar, dass mit der Machtübernahme der Taliban frühere Rechte, insbesondere für Frauen, „eingeschränkt“ worden sind. „Dass diese Einschränkungen aber ein derartiges Ausmaß angenommen haben und dass sie mit solcher Brutalität und Grausamkeit durchgesetzt werden, war mir bislang nicht bekannt. Auch aus den Äußerungen westlicher Politiker hatte ich bislang eher den Eindruck gewonnen, dass mit den Taliban, jetzt nach Jahren der Anarchie und des Chaos, eine zwar autoritäre, aber doch sehr sinnvoll straffe Führung wieder für Sicherheit, Recht und Ordnung im Lande stünde“ (S. 218). Der Afghanistan-Kenner Erös ließ sich also von „Medien und Politikern“ täuschen? Diese indifferente Aussage passt nicht zu dem ansonsten so mutigen Menschen Erös.

Ein anderer „Menschenretter“ ist Rupert Neudeck, der zusammen mit der von ihm gegründeten Hilfsorganisation „Cap Anamur“ international bekannt wurde. Warum er Menschen hilft, erklärt Neudeck wie folgt: „Bei mir selbst war es immer die Erinnerung an das eigene Elend und Leiden, das wir Deutschen uns selbst eingebrockt hatten. Am Ende

■ Rupert Neudeck, *Die Menschenretter von Cap Anamur*, Verlag C.H. Beck; München 2002, 315 Seiten, ISBN: 3-406-48879X.

des Krieges – in den Jahren 1945 bis 1948 – ist uns Deutschen geholfen worden, obwohl die Welt wenig Anlass hatte, ausgerechnet den Deutschen zu helfen, die so unendlich großes Elend über die ganze damals bekannte Welt gebracht hatten. Und dann kommt die bezwingende Kraft des Evangeliums hinzu“ (S. 312). Damit bekennt sich Neudeck in seinen Lebenserinnerungen klar zu seinen christlichen Wurzeln als Quelle seines bedingungslosen Einsatzes für Menschen in Not – auch in islamischen Staaten.

Die Organisation Cap Anamur nahm ihre Arbeit in Afghanistan im Februar 1987 auf. Das Ziel bestand zunächst darin, einen Gesundheitsposten in dem von der Sowjetunion nicht kontrollierten Gebiet Nuristan zu errichten. Verkleidet als Mudschaheddin, um als Ausländer nicht aufzufallen, besuchte Neudeck in Peschawar das Büro der afghanischen Partei Hezbi Islami, also eine Dependence der Anhänger von Hekmatjar. Damals begriff Neudeck, was ihn in Afghanistan erwartete: Ein „knochenharter Islamismus, den wir oft vorschnell als Fundamentalismus bezeichnen“ (S.155). Später in Nuristan konnten die von Cap Anamur unterstützten Ärzte und Krankenschwestern eine Impfkampagne durchführen, die durch kurative medizinische Angebote ergänzt wurde. Um seine Leute vor Entführungen zu schützen, musste Cap Anamur seine Mitarbeiter jedoch wieder abziehen. „Wir haben [...] nicht das erreicht, was eine Hilfsorganisation erreichen möchte [...] Das war in Afghanistan damals nicht möglich“, lautet Neudecks bittere Bilanz (S. 166).

Nach dreizehn Jahren zieht es den Gründer von Cap Anamur wieder nach Afghanistan (S. 309). Diesmal organisiert er die Hilfe von Tadschikistan aus nach Nordafghanistan, also in das Gebiet der Nordallianz. Dabei gelang es Neudeck, seine Hilfsgüter an ihren Bestimmungsort zu transportieren, obwohl er alle Hände voll zu tun hatte, sich gegen die Korruption in Tadschikistan zur Wehr zu setzen. Aufmerksam wurde eine breite Öffentlichkeit auf das Engagement von Cap Anamur in der Region aber erst mit dem Beginn des Krieges der „Anti-Terror-Koalition“ gegen die Taliban im Oktober 2001. „Mir fiel es auf: Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren waren wir gegenüber den Journalisten in der Minderheit. Hunderte von Journalisten aus aller Herren Länder wälz-

ten sich in einem nicht endenden Strom nach Chacha Bahuddin [...] Am Ende waren es auf einem Fleck in der Provinz Takhar – 950“ (S. 311).

■ Massud – „der beste Afghane“

Vom Gebiet der Nordallianz aus machte sich Neudeck an die Arbeit: „Das einzige, was ich von dieser Nordallianz noch aus der Zeit des Krieges der Afghanen gegen die Sowjetunion wusste: Sie hatten den besten Afghanen als ihren Oberbefehlshaber und Führer. Einen gebildeten, politisch versierten, bescheidenen, charismatischen Führer – Shah Ahmed Massud [...] Er hatte mich durch seine unendliche Geduld mit seinen schwierigen Landsleuten, den Clans, den Stämmen, den Familien, den Besitzenden wirklich beeindruckt und aufgemuntert“ (S. 309).

Diejenigen, die den „Löwen vom Pandschir-Tal“ persönlich getroffen haben und Gelegenheit zu einem längeren Gespräch erhielten, werden ihn nie vergessen. Das gilt auch für einen jungen, erfolgreichen Amerikaner. Bei seinem Eintreten sahen ihm die Kämpfer „scheu lächelnd“ entgegen. Sie trugen alte Winterparkas, und über ihren Schultern lagen Decken. Einige waren mit alten sowjetischen Armeehosen bekleidet, manche besaßen nicht einmal Schuhe. „Sie kämpften für Achmed Schah Massud, den legendären Guerillaführer und letzten Hoffnungsträger der zersplitterten afghanischen Regierung“ (S. 254), so beginnt Sebastian Junger seinen Bericht aus Afghanistan. Das amerikanische *Men's Journal* hatte ihn im Herbst 2000 beauftragt, ein Porträt Achmed Schah Massuds, des „Löwen vom Pandschir-Tal“, zu schreiben. Eine Aufgabe, die in den USA nicht der *political correctness* entsprochen haben dürfte, denn Washington ignorierte Massud beharrlich. Immerhin wagte es der Verteidigungsminister der Nordallianz, gegen die von der amerikanischen Regierung tolerierten Taliban zu kämpfen. Außerdem unterhielt er Kontakte zu Iran, Indien und Russland. Nur mit deren finanzieller Unterstützung und ihren Waffenlieferungen konnte er seinen Kampf fortsetzen.

Sebastian Junger begann seine Karriere als Kriegsreporter in Bosnien. Danach gelang ihm mit *Der Sturm* (Diana Verlag 1998) ein Bestseller, der von Wolfgang Petersen in Hollywood verfilmt wurde. Seine Kriegsberichte lesen sich wie klassische Dra-

■ Sebastian Junger, *Feuer. Reportagen von den Brennpunkten der Welt*, Diana Verlag, München · Zürich 2002, 287 Seiten, ISBN: 3-8284-5044-X.

men, die Junger aus eigenem Erleben heraus meisterhaft beschreibt. Vergleichbar nur mit dem jungen Leo Tolstoj, der aus dem Kaukasus und vom Krimkrieg berichtete oder mit Ernest Hemingways Schilderungen aus dem spanischen Bürgerkrieg. Wie seine großen Vorgänger interessiert sich auch Junger mehr für die Menschen, „die mit Ereignissen konfrontiert sind, von denen sie mühelos vernichtet werden können“. Das Porträt Massuds ist eine literarische und journalistische Herausforderung für den Bestsellerautor, der er sich in glänzender Weise gewachsen zeigt.

„Seine Unabhängigkeit ging ihm über alles, und er ließ sich, wenn überhaupt, nur wenig vom pakistanischen Geheimdienst vorschreiben, der den amerikanischen Waffennachschub an die Mudschaheddin lenkte und leitete“, charakterisiert Junger die Haltung Massuds zur Zeit der sowjetischen Aggression. Aufgrund seines „Unabhängigkeitsstrebens konnte ihm der CIA unmöglich vertrauen“, auch wenn die Agenten des Geheimdienstes widerwillig zugeben mussten, dass Massud für viele Afghanen eine nahezu „mythologische Gestalt“ war (S. 255–256). Schließlich hinderte nur die verzweifelte Gegenwehr des „brillanten Strategen und kompromisslosen Kämpfers“ Massud die Taliban daran, ihre Herrschaft über ganz Afghanistan auszudehnen. Mit ihm erlebte Junger einen „richtigen Krieg“.

Mit hervorragend recherchierten Hintergrundberichten erklärte der Amerikaner die Wurzeln der Taliban. Dabei gelang es ihm, die historischen und politischen Fakten in einer journalistisch perfekten Form zu präsentieren. Er erklärt seinen Lesern, dass die Sowjetunion nach ihrem Abzug ein zerstörtes Land zurückließ. „Keine Nation kann solche Verluste verkraften und einfach wieder zum Alltag zurückkehren. Dieselbe stark ausgeprägte Stammesmentalität, mit deren Hilfe man die Sowjets bezwungen hatte (der CIA nannte es ‚radikale Lokaldemokratie‘), machte es den verschiedenen Splittergruppen nun fast unmöglich, sich auf einen gemeinsamen Nenner zu einigen“. Deshalb fordert der US-Bürger Junger die politische Führung seines Landes auf, die Verantwortung für die Zukunft Afghanistans zu übernehmen. Denn Washington habe schließlich auch Waffen in das Kriegsgebiet geliefert. Jungers Fazit: „Hätten die

Vereinigten Staaten ihre Unterstützung fortgesetzt – Straßen gebaut, Flüchtlinge versorgt und Minenfelder geräumt –, dann hätte Afghanistan vielleicht eine Chance gehabt, die ethnische Zersplitterung zu überwinden. Die Auseinandersetzungen der Afghanen waren unvermeidlich“.

Sachlich, objektiv und informativ schildert der Autor den Verlauf des Bürgerkriegs. Dabei kommt er nicht umhin, gegenüber seiner eigenen Regierung immer kritischere Töne anzuschlagen. „Noch verheerender aber war die wachsende Bereitschaft diverser westlicher Länder – insbesondere der Vereinigten Staaten –, über die fatalen Fehler der Taliban hinwegzusehen und sie als rechtmäßige Landesregierung anzuerkennen. Wenige Tage nach der Einnahme Kabuls durch die Religionskrieger bemerkte ein Sprecher des US-Außenministeriums, er könne ‚nichts Anstößiges‘ an der talibanischen Auslegung des Islam sehen“ (S. 275).

Angesichts der Verbrechen der Taliban ist es endgültig vorbei mit der Rolle des kühlen Beobachters: Junger ergreift Partei für die Nordallianz, den einzigen verbliebenen Gegner der fundamentalistischen Gewaltherrscher. Und vor allem für Massud. In seiner Reportage „Requiem für einen Krieger“ betont der Journalist, „dass es ein Privileg war“, Massud gekannt zu haben – Massud, der den Extremismus der Taliban genauso verabscheute wie den Totalitarismus der Sowjetunion. Letztlich habe der Krieger nicht nur für ein freies Afghanistan gekämpft, sondern für eine freie Welt. Zu Recht vermutet Junger, dass Osama bin Laden das Attentat auf Massud, das zwei Tage vor dem 11. September verübt wurde, als Vorstufe für die Anschläge auf die USA angeordnet hat. Osama bin Laden „hätte eine derartige Provokation der USA nicht gewagt, wenn Massud noch am Leben gewesen wäre“. Schließlich hätte Massud mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit „von der Militärhilfe Gebrauch“ gemacht, die man ihm nach den Anschlägen „zwangsläufig angeboten hätte“ (S. 283). Die politische und militärische Entwicklung in Afghanistan gibt Junger Recht: Washington sah sich nach dem 11. September gezwungen, die Herrschaft der Taliban, der Gastgeber Osama bin Ladens, zu beenden und sich dabei Unterstützung suchend auch an die Nordallianz zu wenden.

■ Silvia Berger, Dieter Kläy, Albert A. Stahel, *Afghanistan – ein Land am Scheideweg. Im Spiegel der aktuellen Ereignisse. Strategie und Konfliktforschung*, VDF, Hochschulverlag an der ETH Zürich, Zürich 2002, 142 Seiten, ISBN: 3-7281-27884.

Die zentrale Rolle Achmad Schah Massuds würdigt auch der im Zürcher Hochschulverlag erschienene wissenschaftliche Sammelband *Afghanistan – ein Land am Scheideweg*. Bereits der Student der Ingenieurwissenschaften Massud gilt den Autoren als „besonders belesen“. Später habe er sich als effizienter und „erfolgreichster Kommandant mit grossem Charisma“ bewährt. Ähnlich wie Junger betonen die Verfasser Massuds geistige Unabhängigkeit, die frei gewesen sei von ideologischen Denkschablonen. Des ungeachtet ist der Autor des Massud-Porträts Gerüchten aufgesessen, die seinem Anspruch, einen wissenschaftlich fundierten Aufsatz vorgelegt zu haben, schaden, zumal wenn auf Quellenhinweise verzichtet wird. Beispielsweise soll Massud seine militärische Ausbildung in einem PLO- oder Hizbollah-Lager erhalten haben (S. 53). Diese Behauptung entspricht jedoch nicht den Tatsachen.

■ Der Krieg will nicht enden

Mit der grausamen politischen Entwicklung Afghanistans halten die Zürcher Wissenschaftler nicht hinter dem Berg: So berichten sie, dass die Sowjetunion, als sie 1989 endlich das Land am Hindukusch verlässt, für den Tod von 1,5 Millionen Menschen verantwortlich war, hinzu kamen fünf Millionen Flüchtlinge, die das Land verlassen hatten. Da die USA am Sturz des kommunistischen Machthabers Nadschibullah in Kabul interessiert waren, unterstützten sie zunächst die Mudschaheddin über den pakistanischen Geheimdienst ISI. Nachdem dieses Ziel 1992 erreicht war, „verschwand für die USA Afghanistan vorderhand von der Landkarte“ (S. V).

In einem Punkt scheinen sich die Autoren einig zu sein: Den Alleinschuldigen für die weitere Entwicklung Afghanistans meinen sie in der US-Regierung gefunden zu haben, da sie sich für das Land nach der Befreiung von der UdSSR nicht mehr interessiert habe. Dass tatsächlich die Afghanen mit ihrer kompromisslosen und radikalen Einstellung die maßgebliche Verantwortung für den Bürgerkrieg tragen, wird nur in Nebensätzen deutlich.

Einen der Kriegsherren nennt Albert A. Stahel namentlich, den Usbeken Dostum, der eine „sehr wechselvolle Karriere aufzuweisen hat“. Sein kurzes Porträt von Dostum lautet: „Unter dem kommunisti-

schen Präsidenten Najibullah war er Offizier, stieg auf zu einer Art Milizenführer und sicherte für ihn mit Mord und Totschlag den Norden Afghanistans. Beim Niedergang des Präsidenten wechselte er die Fronten und erklärte sich als Mujaheddin-Führer. Zu seinen Glanzleistungen gehört als Verbündeter von Hekmatyar die Zerstörung von Kabul mit schweren Waffen 1993/94. Dabei hat er geplündert, gemordet und vergewaltigt. Nach seiner erneuten Machtübernahme in Mazar-e-Sharif dürfte er seine alten Angewohnheiten wieder aufgenommen haben.“ Würde es zu einer Anklage vor dem internationalen Strafgerichtshof kommen, müsste Dostum als „Kriegsverbrecher“ verurteilt werden (S. VII f.).

Ein vergleichbares Urteil fällt Stahel über den heutigen afghanischen Verteidigungsminister General Mohammed Kassim Fahim, „den obersten Folterknecht, an dessen Händen Blut klebt“. Nun ist es im Allgemeinen schwierig, einen Soldaten zu finden, der aus einem Kriegseinsatz zurückkehrt ohne getötet zu haben. Bei Fahim wiegen die Vorwürfe augenscheinlich schwerer, immerhin behauptet der Autor des Vorworts, er sei über den Mordanschlag an Massud informiert gewesen. Ohne irgendeinen Beleg anzuführen, wiederholt Stahel hier völlig unkritisch ein Gerücht, das gezielt in Pakistan verbreitet wurde und so in die westliche Presse gelangte: Danach war Fahim, Geheimdienstchef und rechte Hand Massuds, Drahtzieher der Verschwörung gegen seinen obersten Kriegsherrn. Marschall Mohammed Kassim Fahim wurde auch unterstellt, an einer Verschwörung und an der Vorbereitung von Attentaten gegen den heutigen afghanischen Präsidenten Hamid Karsai beteiligt gewesen zu sein. Die „Verschwörungstheoretiker“ vergessen dabei, dass Fahim Verteidigungsminister ist und keine Terroristen ordern muss, um den Präsidenten zu töten und einen Machtwechsel herbeizuführen. Tatsache ist überdies, dass die Anführer der Nordallianz, also vor allem Fahim, Abdullah und Kanuni, während der Tagung der Loya Dschirga im Juni 2002 Karsai zur Macht verholfen haben. (Interview des Autors mit Fahim in: *Berliner Morgenpost* vom 22. 10. 2002)

Des ungeachtet wird in den ersten vier Kapiteln des Buches sachlich und mit guten Hintergrundkenntnissen die militärische Entwicklung in Afghanistan nach

dem Einmarsch der sowjetischen Truppen dargestellt (S. 9–40). Zu Recht weist der Autor darauf hin, dass Moskau für den Angriff auf das Nachbarland 50 000 Reservisten aus Usbekistan und vor allem aus Turkmenistan reaktivierte, um mit Blick auf die Anwesenheit „muslimischer Brüder“ die Haltung der Afghanen positiv zu beeinflussen (S. 9). Auch belegen die Auszüge aus dem Protokoll der Politbürositzung vom 13. November 1986, dass die sowjetische Führung allmählich keinen Sinn mehr in der Fortsetzung des Krieges sah: „Wir kämpfen bereits sechs Jahre in Afghanistan. Wenn wir unsere Methoden nicht ändern, werden wir noch 20 bis 30 Jahre kämpfen“ (S. 19). Geradezu zynisch klingt die Aussage des damaligen sowjetischen Außenministers Andrej Gromyko: „Es war unsererseits offensichtlich eine Fehleinschätzung der Schwierigkeiten, als wir der afghanischen Führung das Einverständnis zu unserer militärischen Unterstützung gaben. [...] Wir erhielten dort keine innere Unterstützung“ (S. 19). Zur Zeit werden in Russland Dutzende Dokumente veröffentlicht, die beweisen, dass das Politbüro dem KGB den Befehl gab, in Afghanistan die Personen an die Macht zu bringen, die die seit langem vorbereitete sowjetische Aggression unterstützen würden. Moskau hatte seit 1970 die Angriffspläne gegen Afghanistan in der Schublade. Nachzulesen in: Werner Adam, *Unheilige Kriege im Herzen Asiens. Afghanistan und die Folgen*, hier S. 58 (siehe unten).

Besonders gelungen ist das 5. Kapitel „Aufstieg und Fall des Widerstandes“ (S. 41–52). Darin beschreibt der Verfasser kurz und prägnant die Ethnien in Afghanistan und deren wichtigste Traditionen. So erwähnt er beispielsweise den so genannten *Paschtunwali*, also den Verhaltenskodex der Paschtunen, den später die Taliban in ganz Afghanistan verbindlich einführten. Zutreffend ist auch die Aussage, die viele politische Beobachter bis heute nicht akzeptieren wollen, dass es sich bei den Paschtunen keinesfalls um „eine homogene Ethnie“ handelt, sondern „um eine in zahlreiche Stämme und Unterstämme aufgesplitterte Gruppe“. Dabei basiere „politische Führung“ eher „auf Persönlichkeit als auf Strukturen und Ideologien“ (S. 43). Diese Feststellung erklärt zugleich, warum ein Politiker wie Hamid Karzai, der keine militärische Erfolge vorzeigen kann,

von den Paschtunen kaum als Autorität akzeptiert wird.

Informativ ist zudem die Auflistung der Träger des afghanischen Widerstands und ihrer Anführer; beispielhaft erwähnt seien hier Ismael Khan, Abdul Haq und Haqani. Völlig korrekt wird zwischen den „Kommandanten“, die gegen die sowjetischen Aggressoren kämpften, und den „Terroristen“ unterschieden. Zu letzteren gehörte Anwari, der wegen seiner Bombenanschläge in Kabul als „Terroristenführer“ gilt. Die Opfer waren in der Regel unter der Zivilbevölkerung zu finden (S. 51).

Die Autoren weisen weiter darauf hin, dass die Taliban keineswegs anstelle des Bürgerkriegs-Chaos für Ordnung gesorgt haben. Das gehört zum Mythos der „guten“ Taliban, die viele Journalisten und Politiker im Interesse Pakistans und unter dem Einfluss der fundamentalistischen Gotteskrieger verbreiteten. Das Gegenteil ist richtig. So herrschten in den Gebieten, die sich unter der Kontrolle von Massud und Ismail Khan befanden, relative Sicherheit und Stabilität. Die Folge war in Grenzen eine wirtschaftliche Erholung dieser Landstriche. Dagegen litten die Menschen in den paschtunischen Gebieten, vor allem um die Stadt Kandahar, unter der Gesetzlosigkeit (S. 94). Deshalb nimmt es kein Wunder, dass die Taliban dort ihre ersten Erfolge erzielen konnten. Unterstützung erhielten sie dabei aus Pakistan, insbesondere vom pakistanischen Geheimdienst ISI, und von bis zu 3000 Söldnern aus der arabischen Welt. Eine Quelle, die diese Zahl bestätigen könnte, nennen die Autoren nicht. Abgesehen von den nicht belegten Zahlenangaben besteht ein anderer Fehler darin, die „heiligen Krieger“ aus den Lagern Osama bin Ladens als „Söldner“ zu bezeichnen.

Zu den Verbündeten der Taliban rechnen die Verfasser Pakistan und Saudi-Arabien. Für die Saudis seien die Taliban zwar eine nicht wahhabitische, aber auf Grund ihres islamischen Fundamentalismus „befreundete“ religiöse Bewegung, somit also ein weiterer anti-iranischer Verbündeter. Schwieriger zu beantworten sei jedoch die „Frage der Unterstützung von Seiten der Amerikaner“ (S. 100). Berücksichtigt werden müsse in diesem Zusammenhang, dass die USA vor allem eine anti-iranische Politik in der Region verfolgten. Für Washington habe außerdem eine

Rolle gespielt, dass mit den Taliban der Einfluss Russlands in der Region begrenzt werden konnte und US-Ölkonzerne wie UNOCAL die Möglichkeit erhielten, die Energiemärkte Zentralasiens zu erschließen (S. 103).

Nicht überzeugend ist hingegen die Schlussfolgerung der Autoren, wonach die US-Regierung bei ihrer Haltung gegenüber den Taliban gefangen gewesen sei „zwischen Terrorbekämpfung, Kampf gegen den Drogenanbau, einer mächtigen Menschenrechtslobby auf der einen Seite und andererseits einer noch viel mächtigeren Erdöllobby und der Erdölfirma UNOCAL“, die in den Gotteskriegern den Garanten für den Bau einer neuen Erdölpipeline durch Afghanistan sahen (S. 104). Belege sucht der Leser wieder vergebens, dafür erfährt er viel von den „Eindrücken“ der Verfasser. Vor allem ist ihre Behauptung unzutreffend, die Öllobbyisten entschieden letztlich über die amerikanische Außen- und Sicherheitspolitik. So kämpfen beispielsweise genau diese mächtigen Lobbyisten seit nunmehr zehn Jahren gegen das amerikanische Embargo gegen den Iran an. Erfolglos. Auch die dargebotenen Erklärungen für die Haltung Irans nach der Erschießung seiner Diplomaten in Mazar-e-Scharif durch die Taliban klingen wenig plausibel (S. 106). Oberflächlich ist zudem die Darstellung des Verlusts von Mazar-e-Scharif, der auf einen im Buch jedoch nicht erwähnten Verrat Dostums zurück geht.

Abschließend bleibt deshalb festzuhalten, dass die einzelnen Beiträge des Bandes von sehr unterschiedlicher Qualität sind. Beispielsweise waren den Autoren die „heftigen Kämpfe in den Jahren 2000 und 2001“ nur eine Seite wert (S. 107). Dass die Taliban ihren Krieg mit dem Verkauf von Heroin finanziert haben, wird mit einem Hinweis auf die russische Militärzeitung *Krasnaja Swjesda* belegt. Dabei bleibt es der Fantasie des Lesers überlassen sich auszumalen, wie der lukrative Handel konkret vonstatten ging und warum Afghanistan trotzdem ein armes Land blieb. Unverständlich ist weiter, warum die Verfasser an dieser Stelle plötzlich die Sanktionen der USA erwähnen, nicht jedoch die Resolutionen des UN-Sicherheitsrates zu Afghanistan und den Taliban im Zeitraum von 1997 bis 2001.

Weiter betonen die Autoren, das Aufkommen der Taliban und die rigide Durchsetzung ihrer islami-

schen Konzeption habe „bestehende Gruppierungen zweifellos zusätzlich radikalisiert“ (S. 112). Schuld an dieser Entwicklung ist letztlich der Westen mit den USA an der Spitze. Unkritisch berufen sie sich dabei auf den pakistanischen Journalisten Achmed Rashid, indem sie betonen: „Die oft zweideutige und parteiische Haltung des Westens gegenüber islamischen Ländern und Bewegungen“ habe zu dieser Radikalisierung beigetragen. Dass „die Amerikaner und der Westen“ mit der „Islamisierung“ nichts zu tun hatten, sondern hier ein komplexer innerislamischer Prozess ablief, den man hätte erklären müssen, erschien den Autoren wohl als zu kompliziert.

Auch im 12. Kapitel über den Terrorismus wird der Leser nur mit Pauschalisierungen abgespeist. Dabei behaupten die Autoren, sie seien Kenner eines „Phänomens“, das sich angeblich „relativ unbemerkt von der Weltöffentlichkeit entwickelt hat: Bassajew und Chatab“, die beiden „arabischen Afghanen“ (S. 111) sowie Osama bin Laden und Scheich Omar Abdul-Rahman. Nur am Rande: Schamil Bassajew ist weder Araber noch Afghane, sondern Tschetschene.

Insgesamt enthält das Buch viele kleine Fehler. So starb Massud nicht „Tage später in Tadschikistan an den Folgen des Attentats“ (S. 115), sondern wenige Stunden später. Allein aus politisch-militärischen Gründen wurde die Nachricht über seinen Tod tagelang geheim gehalten. Ein weiterer Beleg für die Oberflächlichkeit der Recherche ist die Behauptung, Hamid Karsai habe zur Nordallianz gehört (S. 130). Richtig ist, dass Karsai als Favorit der Amerikaner auf der Afghanistan-Konferenz der Vereinten Nationen auf dem Petersberg (27. November bis 5. Dezember 2001) die Stelle des Interims-Ministerpräsidenten übernehmen konnte, weil die Nordallianz ihren Widerstand gegen Karsais Berufung aufgab. Nach langen Verhandlungen hatten die „jüngeren Anführer“ der Nordallianz (Fahim, Kanuni, Abdullah) den offiziell immer noch amtierenden Präsidenten Rabbani zum Rücktritt überredet und so den Weg für Karsai frei geräumt. Erst danach konnte die Petersberger Konferenz erfolgreich beendet werden. Noch fünf Jahre zuvor waren alle Versuche der UNO, in Afghanistan einen dauerhaften Frieden zu vermitteln, gescheitert.

■ Norbert Heinrich
Holl, *Mission Afghanistan. Erfahrungen eines UNO-Diplomaten*. Herbig Verlag, München 2002, 320 Seiten, ISBN: 3-7766-2269-5.

■ Die machtlose UNO

Als bisher einziger Deutsche leitete Norbert Heinrich Holl eine Friedensmission der Vereinten Nationen in Afghanistan. In einem ereignisreichen Zeitraum, von 1996 bis 1997, ernannte ihn Generalsekretär Boutros Boutros-Gali zum UN-Sonderbotschafter. In dieser Funktion erlebte Holl die Machtübernahme der Taliban gleichsam live in Kabul mit. Informativ und spannend berichtet der Karrierediplomat über seine Verhandlungen mit den Kriegsgegnern. Dabei will der Autor „nüchtern“ sowohl die „innerafghanischen Frontstellungen“ als auch das „komplexe Flechtwerk ausländischer Einflüsse“ darlegen (S. 10). Dies ist Holl mit einigen Abstrichen gelungen. Als direkter Verhandlungspartner der Regierungsvertreter und damit als Augenzeuge berichtet er authentisch über die Haltung der beteiligten Staaten. Mit präzisen Sätzen schreibt er seine Schlussfolgerungen nieder und erklärt dabei auch für den diplomatisch nicht geschulten Leser die komplexen internationalen Verflechtungen.

Der UN-Diplomat weist darauf hin, dass parallel zum Bürgerkrieg ein „Stellvertreterkrieg“ begann, der das Land vollends spaltete. „Wieder stand in Afghanistan ein russisch-iranisch-indisches Zweckbündnis amerikanisch-pakistanischen Interessen in einem unerklärten Krieg gegenüber“ (S. 19). Hier ist nur ein Wort zuviel, und zwar: „wieder“. Schließlich hat es in früheren Zeiten solche Bündnis-Konstellationen nicht gegeben. Immerhin legt Holl den Finger in die Wunde: Warum haben sich die Staaten, die die Afghanen im Kampf gegen die sowjetischen Aggressoren unterstützten, nach dem Sieg aus der Region zurückgezogen? Der UN-Emissär hierzu: „Der spätere Präsident Rabbani erzählte mir [...] nicht ohne Bitterkeit, während eines früheren Bonn-Besuches habe Bundeskanzler Kohl sogar eine Bundestagsdebatte unterbrochen, um ihn zu empfangen. Das sei während des Dschihad gewesen, und er, Rabbani [damals noch nicht Präsident, A.M.] habe in den westlichen Hauptstädten in hohem Ansehen gestanden. Jetzt, da die Sowjets abgezogen seien, rege sich in Bonn keine Ministerhand mehr, um ihn zu begrüßen“ (S. 21).

Zwischen den Zeilen spürt der Leser bei dem deutschen Diplomaten ein gewisses Verständnis für

die Taliban, den „irregeleiteten Kindern“, deren Denkweise und Taten nicht vorverurteilt werden sollten. Offen bleibt, warum ihr Gegner, die Nordallianz, viel kritischer dargestellt wird. Mehr oder weniger deutlich beschuldigt sie der Autor, sich den Taliban nicht unterworfen zu haben. (Und damit Holl daran hinderten, in Afghanistan einen Frieden durchzusetzen und seine Mission erfolgreich zu beenden?) Dem international anerkannten Präsidenten Rabbani, den der Autor an dieser Stelle als „nicht mehr legitimierten Präsidenten“ bezeichnet, wird sogar unterstellt, eine „friedliche Wiedereingliederung“ des Landes in die Völkergemeinschaft zu verhindern (S. 26).

Sachlicher erläutert der Diplomat die Rolle der UNO im Allgemeinen und konkret in Bezug auf Afghanistan. Dabei liefert er eine Erklärung für das Scheitern seiner Mission gleich mit: Die „wenigen, glücklichen Erfolgsgeschichten der UNO sind an einer Hand rasch aufgezählt, ihre Misserfolge sind Legion“. Wie eine Todesanzeige für die Vereinten Nationen klingen die kritischen Gedanken des erfahrenen Diplomaten, der unmissverständlich die Hilflosigkeit der Weltorganisation bei der Lösung von Konflikten beschreibt (S. 33 ff.).

Interessant ist es, aus erster Hand über die deutsche Afghanistanpolitik unterrichtet zu werden, die dem Autor zufolge „aus einem Katalog freundlicher Verlautbarungen bestand, denen nur wenige Taten folgten“ (S. 39). Es gab kein langfristiges strategisches Konzept, keinen Versuch, deutsche Interessen am Hindukusch zu definieren. Vor allem kritisiert Holl die „Leitungsebene“ und den Planungsstab des Auswärtigen Amtes, die eine Politik des „wohlwollenden Wegschauens“ betrieben (S. 40 f.). „Im Verdrängungswettbewerb außenpolitischer Prioritäten“ sei Afghanistan bis zum 11. September einfach zu unbedeutend gewesen. Mitverantwortlich für das deutsche Wegsehen seien vor allem die USA: Washington habe die deutschen Versuche, in Afghanistan aktiv zu werden, hinter den Kulissen torpediert.

Eine wichtige Quelle für alle, die sich näher mit Afghanistan beschäftigen, sind die Gespräche des Diplomaten mit den Vertretern der Bürgerkriegsparteien. Und zwar zu einem kritischen Zeitpunkt, als die Taliban vorrückten, Massuds Truppen noch in

Kabul standen und Hekmatyar bei beiden Gruppierungen versuchte, für sich eine Führungsrolle zu retten. Hinzu kam Dostum der „Schlächter“, der bekannt dafür war, dass er seine Gegner brutal liquidierte. Die Palette der politischen Akteure wird von Holl hervorragend skizziert. Hilfreich war hier sicherlich sein Tagebuch, in dem der Diplomat vieles detailliert festhielt.

Bei seinen Verhandlungen versuchte der Autor, in einem ersten Schritt einen Waffenstillstand um Kabul durchzusetzen. „Alle Parteien seien dafür, nur die Taliban dagegen“ (S. 61). Es gelang Holl, sich mit einigen Anführern der Gotteskrieger zu treffen, nicht jedoch mit Mullah Omar selbst: „Als Nicht-Muslim hat er mich grundsätzlich nicht empfangen wollen. Zudem musste er mich ‚bestrafen‘, weil ich nicht dafür sorgte, dass die Taliban Afghanistans Platz in der Vollversammlung der Vereinten Nationen einnehmen konnten“ (S. 76). Nach der Eroberung Kabuls durch die Taliban am 27. September 1996 und der Hinrichtung von Ex-Präsident Najibullah, dem die UNO seit 1992 in Kabul Asyl gewährt hatte, geriet Holl in Panik: „Ich kann niemanden in New York anrufen und um ‚Sprachregelung‘ bitten“ (S. 105). Erschwerend kam hinzu, dass mit der Ermordung Najibullahs, der unter dem ausdrücklichen Schutz der Vereinten Nationen gestanden hatte, die Exterritorialität der UN verletzt worden war.

Ungeachtet dieser eindeutigen Missachtung des Völkerrechts gratulierte der UN-Sonderbeauftragte den Taliban zu ihrer Machtübernahme in Kabul. Dabei legt Holl großen Wert darauf, die Hintergründe seines damaligen Vorgehens zu erklären. Sein Vorgesetzter in New York, Goulding, habe ihm „im Namen des Generalsekretärs“ [B. Boutros-Gali, A.M.] befohlen, „unverzüglich Kontakt mit den Taliban aufzunehmen“ (S. 110). Holl dazu: „Ich habe nie begriffen, warum der Kontakt mit den Taliban, die gleichsam mit blutbefleckten Händen vor der Weltöffentlichkeit standen, in der damaligen Stunde so dringend war. Die zivilisierte Welt war vor Entsetzen über die grausame Tat erstarrt. Keine Regierung bedrängte den Generalsekretär, unverzüglich Verbindung mit den neuen Herren aufzunehmen [...]. Ich glaube nicht, daß die Eilfertigkeit, mit der wir die Gespräche wieder aufnahmen, uns bei den Taliban Pluspunkte

eingbracht hat. Bei meinen Verhandlungen habe ich nichts davon gespürt.“

Dass die Geschehnisse in Afghanistan, die Entstehung und die politische Ausrichtung der Taliban, von Pakistan aus gesteuert wurden, ist bei Holl präzise dokumentiert. Islamabad wollte nicht mehr und nicht weniger, als eine Art Pax Pakistana in Afghanistan durchsetzen. Besonders engagierten sich für dieses Ziel, wie der Autor vermerkt, der pakistanische Innenminister Babur („Vater der Taliban“, S. 175) und der Militärgeheimdienst ISI. An ihrer Blockadehaltung scheiterten alle Friedensbemühungen der UNO-Vertreter vor Ort wie auch später im Rahmen der „Sechs plus Zwei“-Verhandlungen [die sechs Nachbarstaaten plus Russland und die USA, A.M.].

Lange hatten die USA kein Interesse an den Vorgängen in Afghanistan gezeigt, obwohl sie dort über „mehr Einfluss als irgendein anderes Land, von Pakistan vielleicht abgesehen“, verfügten (S. 187). Mehr noch: Washington verhinderte, dass die UN-Diplomaten an einer Afghanistan-Konferenz in Teheran teilnehmen konnten. Damit half die US-Administration Pakistan, den Dialog mit Afghanistan weitgehend für sich zu reklamieren und zu monopolisieren. Berührungspunkte in Bezug auf die Taliban kannten die USA dabei nicht: Ihre Diplomaten machten als erste Vertreter der westlichen Staatengemeinschaft den Gotteskrieger bereits einen Monat nach dem Fall von Kabul ihre Aufwartung. „Bald gehörte der enge Kontakt zu den Koranschülern zur Routine der amerikanischen Afghanistanpolitik“, so der UN-Diplomat (S. 191).

Wie ahnungslos die US-Außenpolitik dabei vorgeht, zeigt Washingtons Haltung zu Osama bin Laden, der seit dem Spätsommer 1996 bei den Taliban Unterschlupf gefunden hatte. Damals spielte der Faktor Osama bin Laden für die Amerikaner keine entscheidende Rolle, schreibt Holl. Dies habe ihn „überrascht angesichts des Umstands, daß der Saudi bereits seit 1993 als Drahtzieher des ersten Anschlags gegen das World Trade Center in New York galt und als internationaler Terrorist gesucht wurde“ (S. 192). Erst nach den Terroranschlägen auf die amerikanischen Botschaften in Nairobi und Daressalam am 7. August 1998 änderte sich die Haltung der USA zu den Tali-

ban. Nachdem ihre Vergeltungsschläge gegen Sudan und Afghanistan gescheitert waren, versuchte Washington, die Gotteskrieger mit Hilfe von UN-Sanktionen zur Auslieferung Osama bin Ladens zu zwingen. Gekonnt spielten die Fundamentalisten mit der Supermacht Katz und Maus, indem sie die Amerikaner baten, Beweise für ihre Anschuldigungen vorzulegen. Erst danach wollten sie selbst aktiv werden. Massud warnte die USA und Europa vor dieser Taktik. In einem Interview mit dem Autor forderte er Amerikaner und Europäer aus Gründen des Selbstschutzes auf, sich in Afghanistan zu engagieren: „Wenn man eine friedliche Lösung für Afghanistan nicht möglichst schnell sucht, wird sich die Krise ausbreiten und nicht nur Europa, sondern auch Amerika treffen. Wenn die neue amerikanische Regierung nicht klarer Position bezieht gegenüber dem Terror der Taliban, dann wird dieser Terror auch Amerika erreichen. Meine Botschaft an die Europäer ist, dass ein Terrorregime keine Zukunft hat“ (in: *Berliner Morgenpost* vom 8. April 2001).

■ In den Gefängnissen der Taliban

■ Eberhard Mühlán mit dem Shelter-Team, *Gefangen in Kabul*, Verlag Schulte & Gerth, Asslar 2002, 200 Seiten, ISBN: 3-89437-779-8.

Die Mitarbeiter der Braunschweiger Hilfsorganisation Shelter Now haben ein wichtiges zeithistorisches Dokument über das Taliban-Regime und seine Rechtsprechung vorgelegt. Ihr Bericht ist authentisch, denn die Entwicklungshelfer gehören nicht nur zu den wenigen Augenzeugen, die das Taliban-Regime erlebt haben, sondern auch zu seinen letzten ausländischen Opfern. Ausführlich berichtet Eberhard Mühlán in seinem Buch *Gefangen in Kabul* über den innenpolitischen Zustand und die Atmosphäre im Reich der Fundamentalisten. Dabei kommen die betroffenen Menschen selbst zu Wort und kommentieren die Folgen einer internationalen Politik der „Nicht-Einmischung“, die die Herrschaft der Taliban über viele Jahre sicherte.

Vier Deutsche, zwei Amerikaner und zwei Australier wurden mit ihren sechzehn afghanischen Hilfskräften am 3. August 2001 in Kabul verhaftet. Die Anklage lautete: Bekehrung einer afghanischen Familie zum Christentum. Zwar vernahmen die Entwicklungshelfer von ihren Taliban-Richtern, dass „das Scharia-Gesetz voller Gnade und Gerechtigkeit“ sei.

Zugleich wurden ihnen jedoch Geld-, Gefängnis- und Todesstrafe für ihre zahlreichen „Verbrechen“ angedroht. Lesenswert ist die Anklageschrift vom 4. Oktober 2001: Darin erwähnen die *Scharia*-Richter „Jesus Christus“ nur im Zusammenhang mit der Formel „möge der Friede und Segen Allahs auf ihm sein“. Diese Würdigung des Gottessohnes hielt sie jedoch nicht davon ab, die Verhaftung der Shelter Now-Mitarbeiter und die Anklage wegen „Missionierung für Jesus“ aufrechtzuerhalten. So erzählt Margrit Stebner: „Zuerst dachte ich, wir würden lediglich für ein paar Tage eingesperrt werden und dann wieder freikommen. Im schlimmsten Fall aus dem Land gewiesen werden“. Stattdessen blieben die Christen 105 Tage in Haft.

Über ihre afghanischen Mithäftlinge berichtet Katrin Jelinek: „Eine Frau war dort, weil sie die Haustür geöffnet hatte, ohne ihre Burka vorschriftsmäßig übergezogen zu haben. Da war ein zwölfjähriges verheiratetes Mädchen, das von ihrem Mann weggelaufen war, weil er sie geschlagen hatte. Eine andere Frau war mit ihrer Mutter zusammen eingesperrt worden, weil sie auf der Straße Eier verkauft hatten. Da waren zwei Mädchen, [...] die waren dabei erwischt worden, wie sie als Jungen verkleidet Obst und Gemüse von einem Holzkarren verkauft hatten“. Und einem Mädchen, das mit rot lackierten Fingernägeln getroffen worden war, wurde mit der Axt ein Finger der rechten Hand abgehackt“ (S. 61 f.). Die Schilderungen des Zusammenlebens von Christen und Muslimen im Gefängnis, besonders im Frauteil, sind nicht nur sehr anrührend, sondern auch eine Ohrfeige für alle Politikwissenschaftler und „Experten“, die sich mit Theorien über den „Kampf der Kulturen“, Zivilisationen oder gar Religionen meinen hervortun zu müssen.

Man kann die Vermutung von Eberhard Mühlhan nur teilen, dass Taliban-Führer Mullah Omar – als enger Vertrauter Osama bin Ladens – über die Terroranschläge gegen die USA informiert war. Deshalb habe er sich vorsorglich westliche Geiseln als Pfand für Verhandlungen mit Washington beschafft. Außerdem hätten die Entwicklungshelfer in Kabul – zumindest nach den Plänen von Taliban-„Außenminister“ Wakil Ahmad Muttawakil – gegen Scheich Omar Abdel-Rahman ausgetauscht werden können, der

wegen des ersten Anschlags auf das World Trade Center 1993 in den USA zu lebenslanger Haft verurteilt worden war.

Aber nicht nur die Bedrohung durch die Taliban machte den Shelter Now-Mitarbeitern zu schaffen. Georg Taubmann erinnert sich lebhaft daran, wie entsetzt er war, als er während seiner Haft europäische Zeitungen zu Gesicht bekam: „Es enttäuschte mich [...] zutiefst, wie wir direkt nach unserer Inhaftierung in den Artikeln mancher Zeitungen dargestellt wurden: Als ein kleiner Haufen fanatischer Christen, die in Afghanistan rücksichtslos missioniert hätten. Wir hätten nicht nur selbst Schuld an unserer Misere, sondern zudem noch andere Hilfsorganisationen in Gefahr gebracht. Warum glaubten die Reporter plötzlich so vorbehaltlos den Übertreibungen und Lügen der Taliban? Die angeblichen Beweise auf den Pressefotos, wie zum Beispiel das Kruzifix, die Audio-Kassette und die Bibel – stammten gar nicht von uns, und außerdem war es einfach lächerlich, jemandem deswegen mit dem Tode zu bedrohen. [...] Ich brauchte einige Zeit, um diese Zeitungsberichte zu verkraften“ (S. 96). In diesem Zusammenhang soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Entwicklungshelfer von US-Spezialeinheiten befreit wurden.

Ähnlich enttäuscht über die deutsche Haltung äußert sich der Leiter der Evangelischen Nachrichtenagentur idea, Helmut Matthies, in der Broschüre *In den Händen der Taliban*. Weder der deutsche Kanzler noch der Bundespräsident hätten, im Unterschied zu US-Präsident Bush – Zeit gefunden, um mit den befreiten deutschen Geiseln kurz zu sprechen und so zu erfahren, wie es ihnen gehe. Auch die Kirchen seien mit ihren Protesten gegen die Verhaftungen spät dabei gewesen, schreibt Matthies (S. 67 f.).

■ „Meiner Schwester war der Schleier zuwider“

Das Schicksal der afghanischen Frauen während der Taliban-Herrschaft kann man derzeit in rund einem Dutzend Bücher nachlesen. Gleich vorneweg: *Die Geschichte der Shirin-Gol*, aufgezeichnet in einem Flüchtlingslager und umgeschrieben von einer Exil-Iranerin, der Filmemacherin Siba Shakib, findet man zu Recht in den Bestsellerlisten. Erzählt werden die Erlebnisse einer Frau, die trotz aller harten Schläge,

■ Hartmut Jaeger, Joachim Pletsch (Hrsg.), *In den Händen der Taliban*, Christliche Verlagsgesellschaft, Dillenburg und idea e.V. Evangelische Nachrichtenagentur, Wetzlar 2002, 96 Seiten, ISBN: 3-89436-331-2.

■ Siba Shakib, *Nach Afghanistan kommt Gott nur zum Weinen. Die Geschichte der Shirin-Gol*, C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh 2001, 318 Seiten, ISBN: 3-570-00634-4.

die sie in Afghanistan erleiden musste, ein Mensch mit einem mitfühlenden Herz geblieben ist.

Eine andere afghanische Familiensaga, die über die letzten 100 Jahre die Geschichte der weiblichen Mitglieder schildert, fand durch einen Befreiungsschlag, die Emigration, ihr Ende. Die Autorin, die in Berlin lebende Soziologin Mariam Notten, nimmt in ihrem Buch die afghanischen Frauen gegen den Vorwurf in Schutz, sie trügen den Schleier gerne. Das Gegenteil sei der Fall. Notten stellt dem Leser eine stolze afghanische Frau vor, die rundheraus feststellt: „Meiner Schwester war der Schleier [...] zuwider“. Übrigens wird die Behauptung, die Frauen schätzten die Burka, gerade auch von westlichen Autoren immer wieder aufgestellt. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang an das Buch von Reinhard Erös.

Beide Bücher verdienen eine breite Leserschaft, nicht nur, weil sie in einem perfekten Stil verfasst wurden und allein schon deswegen lesenswert sind, sondern weil sie die Rolle der Frau in der afghanischen Familie auch aus soziologischer und ethnografischer Sicht darlegen. Ihr Blickfeld reicht dabei weit über die Burka hinaus.

Die international renommierte Journalistin und Schriftstellerin Oriana Fallaci hat zwar keine Burka getragen, dafür jedoch einen Schleier. Sie war dazu gezwungen, ansonsten hätte sie keine Interviews mit hochrangigen islamischen Politikern, darunter Ajatollah Chomeini, führen können. Seit ihren Reisen in den Nahen und Mittleren Osten zählt sie nicht mehr zu den Optimisten, wenn es um die Entwicklung der Frauenrechte im Islam, konkret in Afghanistan, geht. In ihrem umstrittenen Buch *Die Wut und der Stolz* zeigt sich Fallaci überzeugt, dass sich mit der Zerschlagung des Taliban-Regimes in Afghanistan und dem nachfolgenden Machtwechsel an der Haltung den Frauen gegenüber nichts grundlegend ändern wird. „Die Frauen [fürchten, A.M.] die einen genauso wie die anderen“ (S. 26), auch wenn sie in Kabul heute die Burka ablegen und zum Arzt gehen dürfen.

Die unmittelbar nach dem 11. September 2001 in New York entstandene „Predigt“ hat inzwischen die Weltbestseller-Listen gestürmt. Unmissverständlich und kompromisslos ergreift die Autorin darin Partei für die Rechte der Frauen, damit auch sie frei, ohne

■ Maïam Notten, Erica Fischer, *Ich wählte die Freiheit. Geschichte einer afghanischen Familie*, Carl Hanser Verlag, München / Wien 2003, 288 Seiten, ISBN: 3-446-20284-6.

■ Oriana Fallaci, *Die Wut und der Stolz*, List Verlag, München 2001, 195 Seiten, ISBN: 3-471-77558-7.

das Gitter der Burka, die Welt und die Sonne betrachten können (S. 93). Auf vier Seiten beschreibt die Autorin voller Abscheu die Hinrichtung von drei Frauen auf dem Kabuler Marktplatz (S.106–111), ein Ereignis, dessen Brutalität sich der Leser kaum entziehen kann. Engagiert verteidigt Fallaci, in ihrem langen Leben Widerstandskämpferin, Kriegsreporterin, Antikommunistin und Atheistin, die universalen Menschenrechte, die wichtiger seien als jede Religion. Schärfer noch als Siba Shakib, Mariam Notten, Erica Fischer oder die Frauen von RAWA (Revolutionary Association of the Women of Afghanistan. Mehr in: Cheryl Benard, Edit Schlaffer, Asifa Homayoun von RAWA, *Die Politik ist ein wildes Tier. Afghanische Frauen kämpfen um ihre Zukunft*, Droemer Verlag, München 2002, 261 Seiten, ISBN: 3-426-27279-2) kritisiert Oriana Fallaci die „männlichen Zikaden, das heißt die Heuchler, die gegen die ‚Kultur‘ der Burka nie den Mund aufmachen, nie einen Finger rühren. [...] Die Misshandlungen, die Frauen auf Geheiß oder mit Billigung des Korans erleiden, werden bei ihrer Interpretation von Fortschritt oder Gerechtigkeit nicht in Betracht gezogen“ (S. 113).

Die Furcht vor einer Ausbreitung des Islam gilt der Autorin denn auch als ein wesentlicher Grund, der die sowjetische Aggression 1979 gegen Afghanistan rechtfertigt: „Die Sowjets sind, was sie sind. Aber man muss zugeben, dass sie mit ihrem Krieg auch uns beschützen. Und ich danke ihnen“ dafür (S. 84). Demgegenüber hätten die USA eine falsche Afghanistan-Politik betrieben: Damals habe die europäische Linke „höchstens den Amerikanern“ applaudiert, „die verblödet von der Angst vor der Sowjetunion das heroische afghanische Volk mit Waffen versorgten. Sie drillten die Barträger und darunter (Gott vergebe ihnen, ich nicht) einen mit besonders langem Bart namens Usama bin Laden“ (S. 85).

■ Afghanistan und die Folgen

Nach der Lektüre der oben aufgeführten Bücher wird der Leser erstaunt feststellen, dass es genügend Hinweise dafür gab, dass die Taliban nicht nur ein verbrecherisches System etabliert hatten, sondern auch Terroristen Unterschlupf gewährten. Beispielfhaft sei hier das Buch des pakistanischen Journalisten Achmed Rashid erwähnt. Dort kann man nachlesen, dass

■ Ahmed Rashid, *Heiliger Krieg am Hindukusch. Der Kampf um Macht und Glauben in Zentralasien*, Droemer Verlag, München 2002, 336 S., ISBN: 3-426-27278-4.

die Taliban und Al Qaida ihre islamistischen Terrorgruppen nicht nur gegen den Westen einsetzen wollten. Vielmehr ging es ihnen auch darum, ihre Gotteskrieger gezielt gegen die benachbarten islamischen Staaten Zentralasiens in Stellung zu bringen. Denn sie träumten davon, die gesamte Region zu destabilisieren und letztlich unter ihre Kontrolle zu bringen. Über die politischen Ziele der Taliban konnte man sich übrigens nicht nur bei Rashid, sondern auch bei anderen Journalisten informieren (Vgl. Aschot Manutscharjan, „Osamologie“, in: *Die Politische Meinung* 47 (2002) H. 389, S. 45–48), und zwar lange vor dem 11. September.

War also der angeblich bestinformierte Auslandsgeheimdienst der Welt, die CIA, taub und blind? Wenn man Robert Baer, dem langjährigen Residenten der CIA im Nahen und Mittleren Osten glauben schenken will, ja. In seinem sehr informativen Enthüllungsbuch weist er auf die Schwächen der Mammut-Organisation hin, deren Analysefehler zumeist hausgemacht seien. Kritisch werde die Lage aber erst dann, wenn Fehleinschätzungen auf der politischen Ebene, also im Nationalen Sicherheitsrat, hinzukämen.

Hans Krech, „Nahostexperte im FDP-Bundesausschuss für Internationale Politik“ und „Geschäftsführer des Wissenschaftlichen Forums für Internationale Sicherheit e.V. WIFIS in der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg“, veröffentlicht Bücher über „bewaffnete Konflikte“ wie am Fließband. Manchmal schafft er nur ein Buch pro Jahr, ein andermal sind es dafür drei Stück in zwölf Monaten. Dieses Mal produzierte Krech ein „Handbuch“ über den Afghanistan-Konflikt.

Man merkt dem Buch an, dass der Autor fleißig war: Auf der Grundlage von zahlreichen Zeitungsartikeln und Agenturmeldungen füllt Krech die ersten 150 Seiten seines „Handbuches“ mit einer Chronologie der Ereignisse, ausgehend vom 11. September 2001 bis zum 22. Juni 2002. Genaue Quellenangaben sucht der Leser jedoch vergebens. Der zweite Teil des Buches besteht aus einem Anhang (112 Seiten) mit den relevanten UNO-Dokumenten zu Afghanistan. Interessant ist dabei allenfalls, dass die Auflistung sehr der Linksammlung zu Afghanistan auf der Homepage des Auswärtiges Amtes ähnelt.

■ Robert Baer, *Nieder-gang der CIA*, Bertelsmann Verlag, Gütersloh 2002, 415 S., ISBN: 3-570-00676-X.

■ Hans Krech, *Der Afghanistan-Konflikt 2001. Ein Handbuch*, Verlag Dr. Köster, Berlin 2002 (= *Bewaffnete Konflikte nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes*, Bd. 9); 264 Seiten, ISBN: 3-89574-460-3.

Von Anfang an muss sich der Leser durch eine Publikation quälen, bei der vor allem die Sprache Aufmerksamkeit erregt: „Die Mudjahedin scherten sich einen Dreck um halbherzige internationale Vermittlungsbemühungen“ (S. 13). Weiter kann man dem „Handbuch“ entnehmen, dass Osama bin Laden „Anfang der achtziger Jahre nach Pakistan und Afghanistan gekommen“ ist (S. 16). Vielleicht ist es ja von einem Experten der Führungsakademie der Bundeswehr zu viel verlangt, dem Leser konkretere Angaben mitzuteilen? Oder weiß es Krech nicht besser?

Unkritisch übernimmt der Verfasser die Legenden der Taliban-Propaganda: Beispielsweise führt er die geringe Heroin- und Opiumproduktion des Jahres 2001 auf die aktive Antidrogenpolitik der Gotteskrieger zurück. Dabei resultierte der Rückgang einzig und allein daraus, dass im Land eine furchtbare Dürre herrschte (S. 8). Zwar haben die Taliban des Öfteren lautstark den Anbau von Schlafmohn – Krech spricht irreführend von „Opiumanbau“ – kritisiert, konkret eingeschritten sind sie gegen die Produktion jedoch nicht.

Nachdem sich der geduldige Leser durch einen schlecht geschriebenen Text mit zahlreichen Behauptungen und Unterstellungen gekämpft hat, wird er dafür mit phantasievollen Analysen des „Nahostexperten der FDP“ belohnt. Dabei erfährt man Erstaunliches: „Bekannt ist aber auch, dass Al-Kaida spätestens seit dem 20. August 1998 kein Satellitentelefon, kein Telefon, kein Fax-Gerät und keine e-mail mehr nutzte, weil bekannt war, dass jeder elektronische Kontakt abgehört werden kann“ (S. 26). Diese Behauptung wird allein schon dadurch widerlegt, dass Nachweise über die Nutzung eben dieser elektronischen Medien durch die Mitglieder des Terrornetzwerkes nach 1998 existieren. Scheinbar belegt wird diese These übrigens durch eine Fußnote, die inhaltlich nicht das Geringste mit dem Einsatz von Kommunikationssystemen durch Al Qaida zu tun hat. Krech schreibt in besagter Fußnote wörtlich: BND-Chef „Hanning versucht seit einigen Jahren die antikommunistischen und islamfreundlichen Traditionen des BND in ihr Gegenteil zu verkehren. So besuchte er im März 2000 heimlich das Kriegsgebiet in Tschetschenien auf Einladung der KGB-Nachfolgeorganisation FSB. BND-Mitarbeiter informierten

darüber das Nachrichtenmagazin *focus*, um ihren Protest zu verdeutlichen“ (S. 26, Fußnote Nr. 28).

Das „Handbuch“ hält noch weitere Überraschungen für den Leser bereit: Seine „Tatsachen“-Behauptungen können nur noch als Sensationshascherei bezeichnet werden. Danach erreichten Al Qaida und Osama bin Laden nur „durch das koordinierte Zusammenwirken der irakischen Geheimdienste mit der saudischen Opposition“ und „jemenitischen Kreisen [...] die Schlagkraft für die Anschläge vom 11. September 2001 gegen die USA“ (S. 18). Für gemeinsame Operationen standen sogar „die Agentennetze des MfS der ehemaligen DDR und des KGB insbesondere in der Bundesrepublik Deutschland“ zur Verfügung. In diesem Zusammenhang verweist der Autor auf ein Netz mit „15 000–30 000“ Schläfern, welches das MfS angeblich in den alten Bundesländern aufgebaut haben soll (S. 19) und das er mit dem islamistischen Terrorsystem in Verbindung bringt. Das gemeinsame Ziel dieser Aktionen, darunter fällt auch der 11. September, habe darin bestanden, die USA zur Aufhebung der „Sanktionen gegen den Irak“ zu bewegen. In diesem Fall hätte die „Machtelite um Saddam Hussein“ weiter ungestört „in Bagdad residieren“ können (S. 18).

Im Kapitel „Weitere Schlussfolgerungen und Lehren“ erwähnt der Verfasser noch einmal den „geheimen Kooperationsvertrag“ von 1998 zwischen Osama bin Laden und Saddam Hussein. Die vermeintliche Existenz dieses Vertrages gilt Krech als Beweis dafür, dass auch die innere Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland „extrem gefährdet“ sei. Die Empfehlung des Experten aus der Führungsakademie der Bundeswehr lautet daher: „Alle enttarnten Schläfer sind sofort zu verhaften und an die Militärgerichte der USA zu überstellen. Ein Einsatz der Bundeswehr im Innern gegen die bewaffneten kommunistischen Terroristenbanden des MfS und des KGB scheint notwendig“ (S. 146).

Vielleicht sollte sich der Autor darauf beschränken, der US-Administration eines seiner „Handbücher“ zuzuschicken. Immerhin sucht Präsident George W. Bush bislang vergeblich nach Beweisen für eine direkte Zusammenarbeit zwischen Saddam Hussein und Osama bin Laden. Bei Krech könnte er die wahre Geschichte nachlesen.

■ Werner Adam, *Unheilige Kriege im Herzen Asiens. Afghanistan und die Folgen*. Mit einem Vorwort von Benita Ferrero-Waldner, Holzhausen Verlag, Wien 2002, 255 Seiten, ISBN: 3-85493-057-7.

Es ist wahrlich kein Genuss, wenn man einzelne Autoren bei Fehlern ertappt oder sie wegen miserabler Recherchen und eines unzulänglichen Stils kritisieren muss. Das alles kann sich der Leser sparen, wenn er zur Monografie von Werner Adam greift: *Unheilige Kriege im Herzen Asiens. Afghanistan und die Folgen*. Einer der besten Kenner der Region, früher Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung* und dann der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, hat nicht mehr und nicht weniger als ein Standardwerk vorgelegt. Unter Einbeziehung der Grundzüge der afghanischen Geschichte begleitet Adam seinen Leser über den sowjetisch-afghanischen Krieg bis in die gegenwärtige Zeit. Dabei profitiert gerade der mit der Materie nicht so Vertraute von dem Wissen des Autors, das er leicht verständlich zu formulieren weiß, ohne seinen komplizierten Gegenstand über Gebühr zu vereinfachen. Vorgelegt hat Adam einen meisterlich geschriebenen politisch-publizistischen Länderbericht. Wer sich also für die aktuellen Hintergründe der politischen und sicherheitspolitischen Entwicklung in Afghanistan interessiert, dem kann das Buch von Werner Adam uneingeschränkt empfohlen werden.

■ **Schlusswort**

Die Autoren der Reiseberichte (Levi, Elliot), die Journalisten (Adam, Avenarius, Rashid) und der Diplomat (Holl) haben hervorragende Bücher über Afghanistan verfasst. Damit haben sie sich als kompetente Kenner ihres Gegenstands hervorgetan, die mit den Produktionen der sogenannten Afghanistan-Experten mehr als mithalten können. Denn deren wissenschaftlich ambitionierte Werke haben sich nur zu häufig als „Schnellschüsse“ ohne Substanz erwiesen. Deshalb muss der Leser noch auf ein fundiertes wissenschaftliches Standardwerk über das Land am Hinduksch warten. Immerhin haben die Verlage mit den aktuellen Veröffentlichungen die große Wissenslücke über Afghanistan geschlossen. Der Dank der Leser darf ihnen sicher sein.